

Auf dem Weg in die «Killing Fields» Das Ende in Vietnam im historischen Rückblick

Auf den Wendepunkt der Tet-Offensive 1968 für Amerikas Vietnam-Engagement folgten weitere sieben Kriegsjahre, in deren Verlauf die kommunistische Guerilla vorübergehend zurückgedrängt wurde, Hanoi dann aber 1972 wieder massiv im Süden Fuss fassen konnte. In der Geschichtsschreibung fand diese Entwicklung bis zum Zusammenbruch 1975 häufig nur noch beiläufige Erwähnung. Der politisch vor allem an Amerikas «Heimatfront» erzwungene Abzug aus Indochina mündete in das unsägliche Desaster der «Killing Fields».

Ch. M. Die Crux bei Amerikas Indochina-Engagement war stets, dass die Kommunisten in Hanoi den vietnamesischen Nationalismus weitgehend gepachtet hatten und deshalb dem Versuch eines demokratischen «nation building» in Südvietnam kaum eine dauerhafte Erfolgchance beschieden sein konnte. Bereits General Leclerc hatte 1946 in seinem Modus vivendi mit Ho Chi Minh das Dilemma erkannt, blieb aber damit in Frankreichs Indochina-Politik ein Rufer in der Wüste, bis er im Jahr darauf mit seinem Flugzeug in der Sahara abstürzte. Bei allem Lavieren zwischen Moskau und Peking zu Vietnams Nutzen, gerade angesichts des jahrhundertalten Misstrauens gegenüber dem Suprematianspruch des Reiches der Mitte, blieb Ho Chi Minh als einstiger stalinistischer Kominternagent stets ein orthodoxer Kommunist. Seine späten Nachfahren am Ruder in Hanoi beweisen bis heute, wie wenig sie im Grunde, trotz phasenweisen Ansätzen einer Wirtschaftsliberalisierung, von diesem Orthodoxievorbild loskommen können. Vietnam ist zwar kein stalinistischer Hungerkerkerstaat wie Nordkorea, bleibt aber im Korsett kommunistischer Herrschaft und Freiheitsunterdrückung wie China und Kuba.

Verzerrte Perspektive

Den Krieg haben die vietnamesischen Kommunisten 1975 zwar gewonnen, doch mit dem Frieden sind sie bis heute nicht zu Rande gekommen. Wie sie den Krieg gewannen, unterliegt merkwürdigerweise fast in der gesamten Vietnam-Literatur einer fatalen Verzerrung. Die Tatsache bedeute eine unglaubliche Ironie, führte der inzwischen verstorbene frühere CIA-Chef Colby vor über einem Jahrzehnt in seinem Buch «Lost Victory» aus, dass Vietnams Kommunisten ihren 1959 gegen das Regime in Saigon lancierten revolutionären Volkskrieg verloren und schliesslich den Sieg erst mit einem konventionellen Krieg errungen hätten. Diesen hatten andererseits die Amerikaner in den sechziger Jahren zu führen versucht. Er wurde dann vom Gegner gewonnen, als Amerika nach dem Pseudowaffenstillstand von 1973 bereits seit über zwei Jahren mit keinen eigenen Truppen mehr präsent war. Wie für das amerikanische Engagement bildete die Tet-Offensive von 1968 auch für die Geschichtsschreibung die grosse Zäsur. Dies hat allerdings die historiographisch fatale Folge, dass in vielen Darstellungen die sieben weiteren Konfliktjahre, in denen zudem der grössere Teil von Amerikas insgesamt etwa 58 000 Gefallenen zu verzeichnen war, kaum mehr als kursorische Erwähnung finden. Colby kritisierte zu Recht, dass dieses Phänomen sich ausnehme wie vergleichsweise ein Versuch, die Geschichtsschreibung des Zweiten Weltkrieges mit der Schlacht von Stalingrad, der alliierten Landung in Nordafrika oder der Eroberung Guadalcanals abzuschliessen.

Blitz- statt Guerillakrieg

Der amerikanische Militärhistoriker Harry Summers, Korea- und Vietnamkriegsveteran, verwies schon oft darauf, dass nach Tet 1968 und der Aufopferung der autochthonen Vietcongkämpfer der zunehmend nordvietnamesisch geführte Guerillakrieg in Südvietnam an Intensität und Wir-

kung verlor. Weit entfernt vom Gedanken an eine «Dolchstosslegende» hat Lewis Sorley in seinem Werk «A Better War»¹ an die Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre erfolgreichere Taktik der Amerikaner unter Westmorelands Nachfolger Abrams erinnert. Der junge Historiker Mark Moyar liess derweil in seiner Studie über das bis vor kurzem geheimnisumwitterte und deshalb vielfach angeschwärtzte Programm Phoenix² zur Eliminierung der Vietcong-Infrastruktur in den Dörfern Südvietnams das Ausmass einer nachhaltigen Zurückdrängung der kommunistischen Guerilla in der zweiten Phase der amerikanischen Vietnam-Intervention erkennen, zu der eben auch 1970 der vorübergehende Vorstoss nach Kambodscha zur Zerstörung der rückwärtigen Stützpunktgebiete und Versorgungsbasen Hanois gehörte.

Nicht Mao und Giaps Volkskriegstheorien triumphierten in Vietnam, sondern schliesslich einzig und allein die 22 Divisionen der nordvietnamesischen Armee, die in fünfzig Tagen im Frühjahr vor 25 Jahren Südvietnam überrollten. Ihr Vormarsch habe mit dem Blitzkrieg der deutschen Wehrmacht 1940, der innerhalb von sechs Wochen zu Frankreichs Zusammenbruch führte, mehr zu tun gehabt als mit irgendeiner anderen Operation oder Strategie, meint Summers zu Recht. Schon drei Jahre zuvor hatte Hanoi mit der Osteroffensive 1972 einen ähnlichen Schlag versucht und damit eingestanden, dass es mit dem Guerillakrieg allein im Süden ins Hintertreffen zu geraten drohte. Damals hatte noch die Feuerwalze der amerikanischen Luftstreitkräfte, die drei Jahre darauf nach Watergate nicht mehr eingesetzt werden konnten, den Ausschlag gegeben bei der mühsamen Eindämmung der nordvietnamesischen Invasion durch Saigons angeschlagene Armee.

Hanoi hatte indes, diesmal mit umfangreichen konventionellen Verbänden, wieder massiv Fuss gefasst im Süden, als die amerikanischen Bodentruppen bereits fast vollständig abgezogen waren. Unter dem übermächtigen Druck der amerikanischen «Heimatfront» wollten Nixon und Kissinger das Indochina-Kapitel nun so rasch wie möglich beenden. «Decent interval» – etwa zwei Jahre zwischen formellem Waffenstillstand und Saigons Kollaps – hiess insgeheim die realpolitische Parole für einen als «Peace with honor» verbrämten Frieden um fast jeden Preis. Die nordvietnamesische Truppenpräsenz im Süden, die militärisch nicht mehr zu eliminieren war, seit die dazu bestens geeignete amerikanische Interventionsstreitmacht der sechziger Jahre fehlte, erwies sich als der Pferdefuss der Scheinlösung von 1973, die blosser Auftakt zum Debakel zwei Jahre danach war.

Fernsehniederlage

In drei Monaten sind 1918 in den Schützengräben des Ersten Weltkrieges mehr amerikanische Soldaten gefallen als in einem ganzen Jahrzehnt in Vietnam. Der Krieg in Korea ist weitaus grausamer und rücksichtsloser geführt worden als jener in Vietnam. Doch in Indochina war erstmals das Fernsehen dabei, und es hat seine Rolle rasch zumeist als jene einer Antikriegspartei wahrgenommen. Bilder von der Selbstverbrennung

buddhistischer Bonzen, dann Schreckensszenen von den Tet-Gefechten im Zentrum Saigons und Hués und immer wieder auch Filmstreifen von Napalmgriffen und Dorfaufräuerungen flimmerten über die Televisionsschirme Amerikas und der ganzen freien Welt. In Nordkorea hatte die amerikanische Luftwaffe ziemlich bedenkenlos Deiche bombardiert, in Nordvietnam verzichtete sie darauf im Hinblick auf die absehbaren verheerenden Auswirkungen. «Rolling Thunder» war der jahrelange und weitgehend erfolglose Versuch, mit einem ausgeklügelten System überaus selektiver Luftangriffe ein nichtindustrialisiertes Land zum Einlenken am Verhandlungstisch zu zwingen.

Erst «Linebacker» im Frühsommer 1972 mit samt der Verminderung Haiphongs und der anderen Häfen Nordvietnams und dann vor allem die ein- satztechnisch wie eine Vorläuferin der Luftkriegsstrategie im Golfkrieg 1991 und im Kosovokonflikt von 1999 anmutende Operation «Linebacker II» im Dezember desselben Jahres erzielten nennenswerte Auswirkungen.³ Doch als Hanoi kurz nach Weihnachten 1972 fast all seine sowjetischen Flabmissile verschossen hatte und praktisch wehrlos der amerikanischen Luftherrschaft unterworfen war, ging es nur noch um den Pariser Unterschriftenzauber für den Pseudowaffenstillstand und nicht mehr um die Kriegsende.

Fehler oder Verbrechen – viele der einstigen Vietnamkriegsgegner in aller Welt wollen noch heute zumeist nur die Wahl zwischen diesen beiden Urteilen über Amerikas Intervention in Südostasien zulassen. My Lai, das von Leutnant Calleys Truppe verübte Massaker in einem annamitischen Dorf, blitzt stets als Ritualvorwurf auf; B-52-Bombenteppeiche, das Entlaubungsmittel «Agent Orange» und weitere Stichworte im wahren Sinne gesellen sich sofort dazu. Auch ein Hinweis auf die Ausweitung des Krieges auf Kambodscha fehlt selten, wobei weiterhin die einstige Rolle von Norodom Sihanouks Reich als Hanois Aufmarschgebiet unterschlagen wird.

Kein Fernsehteam war bei der Hinschlachtung Tausender von Zivilisten durch den Vietcong in Hué 1968 dabei. Wer hat zur Kenntnis genommen, dass Hanoi nach seinem Sieg 1975 nicht nur Unmassen einstiger Kriegsgegner und unliebsamer Südvietnamesen teilweise bis in die neunziger Jahre in «Umerziehungs»-Gefängnislager steckte, sondern auch im ganzen Land über fünfzigtausend ehemalige Angehörige des Saigoner Verwaltungsapparates umbrachte? Südvietnams «Nationale Befreiungsfront», von Anti-Vietnam-Demonstranten in Berlin, Paris oder Washington als repräsentativer Ausdruck legitimer Aspirationen des südvietnamesischen Volkes gefeiert, verdiente aus heutiger Perspektive ihren Namen nur zum Hohn, weil sie weder national noch eine Front war und schon gar nicht die Befreiung brachte. Die einzige Front, die zählte, war vor einem Vierteljahrhundert jene der nordvietnamesischen Panzer- und Truppenwalze. Keine drei Jahre nach ihrer Eroberung Saigons überrollte sie auch das benachbarte Hölleereich der Roten Khmer, was die Vietnamkommunisten zur Abwehr eines dann weitgehend fehlgeschlagenen Straffeldzuges der chinesischen Kommunisten zwang.

Blutbad

Hanois imperialistische Expansion über ganz Indochina hatte den keineswegs primär beabsichtigten Nebeneffekt, dass dadurch nach der Ermordung und dem Hungertod von über einer Million Khmer unter der bloss dreieinhalbjährigen Genozidherrschaft Pol Pots das grösste Blutbad der jüngsten Vergangenheit seit der Shoah-

Apokalypse des europäischen Judentums ein Ende nahm. Indochina mag tatsächlich Amerikas «Dünkirchen» im kalten Krieg gegen den jetzt bezwungenen Sowjetkommunismus gewesen sein. Für die Millionen Toten und Zurückgebliebenen ist es ein schwacher Trost. Tragen nicht alle Anti-Vietnam-Manifestanten von einst moralische Mitverantwortung für das Grauen in den «Killing Fields» nach dem von ihnen «Ho! Ho! Ho!»-

Rufen mit erzwungenen Abzug Amerikas aus Indochina?

¹ Lewis Sorley: A Better War. The Unexamined Victories and Final Tragedy of America's Last Years in Vietnam. Harcourt Brace, New York 1999.

² Mark Moyar: Phoenix and the Birds of Prey. The CIA's Secret Campaign to Destroy the Viet Cong. Naval Institute Press, Annapolis 1997.

³ John T. Smith: The Linebacker Raids. The Bombing of North Vietnam, 1972. Cassell, London 1998.